

Cristina Caboni  
Das Leuchten von Ligurien

*Autorin:*

Cristina Caboni lebt mit ihrer Familie auf Sardinien, wo sie Bienen und Rosen züchtet. Ihr Debütroman *Die Rosenfrauen* verzauberte die Leser weltweit und stand in Deutschland wochenlang auf der Bestsellerliste. Auch ihre weiteren Romane bewegen und begeistern mit atmosphärischen Details und jeder Menge Italienflair. Mit *Das Leuchten von Ligurien*, ihrem elften Buch, entführt uns Cristina Caboni ins malerische San Remo.

*Von Cristina Caboni bereits erschienen:*

Die Rosenfrauen · Die Honigtöchter · Die Oleanderschwestern ·  
Der Zauber zwischen den Seiten · Die Seidentöchter · Die Garten-  
villa · Das Versprechen der Rosenfrauen · Die Glücksmalerin ·  
Die Insel der Honigtöchter · Der Zauber der Lagune

Cristina Caboni

DAS  
LEUCHTEN  
VON  
*L*IGURIEN

Roman

Aus dem Italienischen  
von Ingrid Ickler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel  
»La ragazza senza radici« bei Garzanti Libri, Mailand.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

2. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2024 by Cristina Caboni

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe

© 2026 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Daniela Bühl

Umschlaggestaltung und -motiv: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

KW Herstellung: DiMo

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1503-5

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für die freundlichen Seelen.  
Für diejenigen, die lächeln, sanftmütig sind  
und um sich herum Welten erschaffen.  
Für diejenigen, die die Schönheit erkennen  
und sie großzügig mit ihren Mitmenschen teilen.  
Dieses Buch ist für euch.*



»Hoffnung ist das gefiederte Ding,  
das sich in der Seele niederlässt,  
und die Melodie ohne Worte singt  
und niemals aufhört.«

E. Dickinson



## Prolog

*San Remo, Februar 2007*

»Im März ist der Weinberg ein Versprechen, im April zeigen sich die ersten grünen Spitzen, im Mai entfalten sich die Blätter. Aber im Juni, im strahlenden Grün, öffnen sich die Blüten und werden zu Beeren. Und das, meine lieben Freunde, ist erst der Anfang.«

Umringt von einer Zuschauerschar steht ein hochgewachsener eleganter Mann am Fuße des Schlosses von Dolceacqua in Ligurien und erzählt die uralte Geschichte des Weins. Miranda Gravisi-Barbieri lächelt und hebt das Glas, sie prostet ihm zu, eine Geste, die nur ihnen beiden gehört.

»Er könnte jeden verzaubern, selbst einen Magier ...«, denkt sie belustigt. Sie sitzt neben den anderen Juroren hinter einer Reihe von Gläsern, die auf dem Tisch aufgebaut sind, alle sind daumenbreit mit dunkelrotem Wein gefüllt, und betrachtet die Besucher der Weinprämierung. Sie erkennt das Interesse auf ihren Gesichtern, die Leidenschaft, den Wunsch zuzuhören und die Geschichte weiterzuerzählen. Sie erkennt es, weil sie genauso ist. Der Wein begleitet die Menschheit seit Jahrtausenden, man feiert Triumphe mit ihm, er vereint Vergangenheit und Zukunft, Tradition und Innovation. Er ist Geschichte und Fortschritt zugleich.

Doch für sie bedeutet er ... noch etwas anderes.

Ein plötzlicher Windstoß bläht die aufgestellten Banner, gleitet die Natursteinmauern nach oben und zerrt an den Fahnen am Mast. Miranda kehrt in die Realität zurück, umfasst ihr Glas mit beiden Händen und wärmt es, bevor sie es unter die Nase hält. Sie wartet.

»Das ist er«, flüstert sie.

Das Bouquet entfaltet sich, ein intensiver Duft, vollreife Kirschen, rote Früchte, Wildkräuter. Einen Moment lässt sie sich von dieser Vorstellung bezaubern. Sie hebt den Blick zu den Hügeln, die sie bereits bei ihrer Ankunft heute Morgen mit ihrem Mann Riccardo bewundert hat. Hinter ihr rauscht das Meer, aber sie achtet nicht darauf. Ihr Herz ist ganz woanders, an einem Ort, golden und lieblich wie die Blätter der Weinstöcke im Herbst, kurz bevor sie zu Boden fallen.

»Meine Damen und Herren, Sie können beginnen, Ihre Punktzahl auf dem Stimmzettel zu Ihrer Rechten einzutragen.«

Miranda nickt, senkt den Blick und schließt die Augen. Dann atmet sie langsam ein. »Vanille ...«, murmelte sie, dazu eine intensive Gewürznote. Nelke. »Im Barrique gereift.« Das Eichenfass hat maßgeblich zum Bouquet beigetragen.

Ihre Nachbarin nickt ebenfalls, sie lächeln sich an. Sie dreht das Glas, aus tiefem Dunkelrot wird Rubinrot. Hier in Ligurien, wo vor allem Weißwein angebaut wird, ist dieser Wein einzigartig.

»Erzähl mir noch ein wenig mehr, mein Freund.«

Alles besitzt eine Seele, davon ist sie fest überzeugt. Beim Wein sind es mehrere Faktoren, die seine Charakteristika

bestimmen: das *Terroir*, Umweltbedingungen und der Einfluss des Menschen.

Wer glaubt, Wein sei nur ein Getränk, vergorener Traubensaft, der täuscht sich. Wein ist viel mehr: Identität, Tradition, Natur, Raffinesse. Und vor allem ein Geheimnis. Denn er berührt die Seele und bringt sie an unentdeckte Orte, an denen alles möglich ist.

Das dachten jedenfalls die alten Griechen mit Dionysos und die alten Römer bei Bacchus.

Sie hält die Flüssigkeit im Mund und wartet auf die Enthüllung, schmeichelnd, harmonisch und weich. Einer der besten Tropfen, den sie in letzter Zeit degustiert hat.

Der Abend schreitet voran, die Weine werden probiert und bewertet, schließlich wird die Beurteilung abgeschlossen. Miranda ist zufrieden, sie unterhält sich hier und da, trägt etwas in den Kalender ein. Ein Journalist fragt nach Details über ihre Lebensgeschichte.

Wenn er nur wüsste ...

Die untergehende Sonne entflammt den Himmel, das tiefe Blau verblasst. Sie wähnt sich an einem anderen Ort, in einem anderen Leben. Aber daran möchte sie jetzt nicht denken, nicht in diesem Augenblick der Freude und der Schönheit. Sie möchte jede Sekunde genießen.

Mit einer graziösen Geste hebt sie den langen Rock, ein letzter Sonnenstrahl lässt die goldenen Stickereien aufleuchten, und sie lächelt. Ihr Blick wandert über die Menschen, die an ihr vorübergehen, ein Paar, Hand in Hand, ein alter Mann, der etwas in ein Notizbuch schreibt, eine neugierig wirkende junge Frau.

Und dann sieht sie ihn.

Er überragt die anderen, ein hochgewachsener blonder

Mann. Sie schaut ihm nach. Seine Bewegungen, die Art, wie er den Raum durchmisst, faszinieren sie. Eine Erinnerung steigt in ihr auf. Ein anderer Mann. Eine andere Zeit. Ihr Herz beginnt zu pochen. »Unmöglich«, sagt sie sich. »Unmöglich.« Und doch starrt sie dem Unbekannten nach, der sich jetzt umdreht und sie anblickt. Die Augen, die schmalen Lippen, der ernste Gesichtsausdruck, der einen Moment lang fast spöttisch wirkt. Ihr Glas fällt auf den Boden und zerbricht. »Das ist unmöglich!«, ruft sie.

»Ist alles in Ordnung, Miranda?«

Sie greift nach dem Arm ihres Mannes, der sich genähert hat. »Schau mal, da ist er! Er ist es!« Die Hand, die in seine Richtung zeigt, zittert.

»Von wem sprichst du?« Riccardos Stimme geht im Gemurmel unter. Mirandas Blick wandert erneut über die Menschenmenge. »Wo bist du?«, murmelte sie mit weit aufgerissenen Augen. Ihr Herz hämmert gegen ihren Brustkorb. Sie erreicht den Ausgang, klettert auf ein Mäuerchen, die Finger umklammern die Steine, ihr Blick schweift hektisch von einem zum anderen. »Wo bist du?« Sie merkt gar nicht, dass sie schreit.

Riccardo greift nach ihrer Hand. »Miranda, was ist los?«

Sie dreht sich zu ihm. »Hast du ihn gesehen?« Ihre schrille Stimme verrät Panik.

»Beruhige dich, komm da runter und erklär mir, von wem du sprichst.«

Sie schaut ihn an, als habe er den Verstand verloren, dabei ist sie es, die nicht mehr klar denken kann. Eine Halluzination? Bestimmt, anders kann es gar nicht sein. Und

doch kommen die Worte und bilden einen Satz: »Da war er. Nikolaj. Mein Sohn.«

Riccardo öffnet den Mund, sagt aber nichts. Ein bitteres Lächeln umspielt seine Lippen. In seinen Augen liegt unendlicher Schmerz.

»Miranda, dein Sohn ist tot.«



# 1

Der Wein entsteht durch Fermentierung, der Zucker aus den Trauben wird in Alkohol verwandelt. Ein natürlicher Prozess, der Wissenschaft, Tradition und Erfahrung vereint. Und die Seele. Das Resultat ist ein Getränk, das reich an Geschichte und Kultur ist, voller Farb- und Geschmacksnuancen, Ausdruck des Terroir und der Kunst des Weinausbaus.

Adeline Weber wusste, dass sie nicht hier sein sollte, vor allem nicht um diese Uhrzeit.

Sie wusste, dass der Brief auf ihrem Schreibtisch, im Keller des Stadtarchivs von Nizza, nicht ihr Problem war. Und doch schaltete sie den Scanner ein und bereitete alles vor, was sie brauchte. Umgeben von der Stille und den verstaubten Akten in den Regalen, beugte sie sich über das Blatt. Sie machte sich nicht die Mühe, in sich hinein zu spüren, warum sie das Bedürfnis hatte, das zu tun. Sie spürte nur ein leichtes Unbehagen, etwas Unbestimmtes, das aber plötzlich zu einem klaren Gedanken wurde, sie musste strampeln und oben bleiben, eine gute Methode, um nicht in den Untiefen des Lebens zu versinken.

»Was für eine bescheuerte Idee«, sagte sie sich. Keiner hatte sie gezwungen, diese Aufgabe anzunehmen, sie hatte sich im letzten Moment und aus freien Stücken dafür ent-

schieden. Sie konzentrierte sich auf die blauen Lichter, die das Umfeld beleuchteten und alles weich, fast surreal, wirken ließen, als sei dieser Ort anders als der Rest der Welt. Hier war alles einfach, immer gleich. Hier war sie sicher, das wusste Adeline ganz genau ...

Sie fühlte sich schon besser, nur noch ein wenig müde. Am Wochenende würde sie sich ausruhen. Sie schaltete das Mikrofon ein und versicherte sich, dass es funktionierte. Dann beugte sie sich über das Dokument.

»Das Papier ist von hervorragender Qualität, dick genug, sodass auch die Tinte gut erhalten ist.« Sie erinnerte sich an den Bericht, den der Restaurator beigelegt hatte. »Leinenfaser mit einer Prägung auf einer Seite, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Fabriano gefertigt. Die Handschrift ist elegant, eng.« Sie würde sie als ... nervös bezeichnen. Während sie sich dem Inhalt widmete, wurde das Gefühl stärker. »Ein Flehen«, konstatierte sie. Berührend, herzerreißend.

Vergeblich.

Sie musste sich setzen.

Und wenn er ans Ziel gekommen wäre?, fragte sie sich nachdenklich, ihre Augen waren feucht geworden. Würde das etwas ändern? Das spielte jetzt ohnehin keine Rolle mehr. Der französische Thronfolger war seit mehr als 200 Jahren tot. Und der Versuch, den jungen Dauphin seinem tragischen Schicksal zu entreißen, war gescheitert. Und sie konnte nichts dagegen tun. Von sanfter Trauer erfüllt, komplettierte sie ihre Analyse, nummerierte die Anmerkungen durch, las alles noch zweimal. Dann scannte sie das Dokument und schickte es ans Zentralregister, in dem alle digitalisierten Unterlagen des Archivs gespeichert

waren. Schließlich nahm sie den Brief und legte ihn wieder in die Schachtel zurück, wo er sicher aufbewahrt wurde. Dann zog sie die Handschuhe aus und machte es sich auf ihrem Lieblingssessel bequem.

Immer noch lag der leicht süßliche Duft nach altem Papier, Tinte und Leder in der Luft.

Sie liebte diesen Geruch, für sie war er ein Sinnbild für Ordnung, Gelassenheit und Stille. Erneut sog sie den vertrauten Duft ein, aber auch diesmal stellte sich das gleiche Unbehagen ein, das sie eben schon in Alarmbereitschaft versetzt hatte. Sie strampelte sich nicht ab ... Sie hatte einfach ihre eigene Lebensphilosophie. Jeder nach seiner Fassung. Sie tastete nach ihrer schmalen Armbanduhr. Es war spät geworden. Sie hatte ihrer neuen Kollegin Fleur versprochen, beim Melderegister vorbeizukommen und ihr den Ablauf einer digitalen Archivierung zu zeigen. Nach einem letzten Blick auf den Schreibtisch packte sie ihre Sachen in die Tasche, zog den Mantel über und nahm den Schal. Sie wartete, bis sich die Tür schloss, und tippte den Sicherheitscode ein. Dann schaute sie zum Aufzug, beschloss schließlich aber, die Treppe zu nehmen. Sie mied noch immer enge dunkle Räume, ihre kindliche Angst war sie nie ganz losgeworden. Als sie das Erdgeschoss erreichte, entspannte sie sich und ging durch den Flur bis zur Pfortnerloge.

»Guten Abend, Moreau, noch viel los, oder?«

Er seufzte, nickte und lächelte gequält. »Heute nehmen sich alle Zeit, Mademoiselle.«

Tatsächlich war in einigen Büros noch Licht, dachte Adeline. »Ich bin auf dem Weg zum Melderegister.«

Der Pfortner warf einen Blick auf den Überwachungsbildschirm. »Da ist noch jemand.«

Adeline schaute in den Teil des Behördengebäudes, der für die Öffentlichkeit bestimmt war, repräsentativ, aber wenig funktional. Im ruhmreichen Nizza musste auch die Verwaltung Stil haben.

»Ich muss einer Kollegin noch etwas zeigen. Es dauert höchstens zehn Minuten, wir beeilen uns.«

Moreau nickte. »Irgendwann muss das Fräulein lernen, alleine zurechtzukommen.«

Sie war überrascht. Entging diesem Mann denn gar nichts? Sie nickte ihm zu und ging. Ihr war klar, dass Fleur ihre Gutmütigkeit ausnutzte, aber sie half ihr gern.

Als sie um die Ecke bog, war der Korridor menschenleer. Durch die breite Glastür, die zum Einwohnermeldeamt führte, erkannte sie den Umriss einer Frau.

*»Mein Sohn heißt Nikolaj Gravisi-Barbieri. Er ist am 8. Mai 1949 geboren, bitte schauen Sie nach.«*

Die Stimme war gedämpft, kaum mehr als ein Flüstern, aber Adeline hörte sie klar und deutlich. Es lag ein Hauch Melancholie in ihr, dachte sie. Neugierig geworden, verlangsamte sie den Schritt und hielt sich etwas abseits. Von hier konnte sie den ganzen Raum überblicken. Einige Kristallleuchter spendeten warmes Licht, das gut zu den Tischen passte, um die gepolsterte Sessel platziert waren. Die Fenster öffneten sich zur Stadt, die zu strahlen schien.

Fleurs Schreibtisch stand ganz hinten, aber in diesem Augenblick saß sie inmitten des Raums hinter dem Bildschirm des Computers, auf dem die interne Kommunikation abgewickelt wurde. Ihr gegenüber saß eine hochgewachsene, elegant gekleidete Frau fortgeschrittenen Alters. Die von grauen Strähnen durchzogenen blonden Haare waren zu einem raffinierten Knoten zusammengefasst. Ihre

behandschuhten Hände umklammerten die Henkel ihrer Tasche. Sie wirkte angespannt.

»Mein Sohn ist hier geboren, an diesem Datum.«

»Wie gesagt, Madame, es gibt keinen Eintrag zu diesem Namen.«

Adeline war überrascht und trat ein paar Schritte nach vorne.

»Das muss ein Fehler sein! Überprüfen Sie das noch mal, bitte.«

»Bedrängen Sie mich nicht weiter, ich bitte Sie.« Fleur wedelte mit einem Blatt Papier vor ihr herum. »Füllen Sie diesen Vordruck aus. Ich werde Ihre Anfrage ans Archiv weiterleiten, aber wie ich Ihnen bereits gesagt habe, ist hier nichts zu finden. Unsere Datenbank ist äußerst effizient und auf dem letzten Stand.«

»Ihnen ist wohl der Ernst der Lage nicht klar. Ich habe ihn direkt vor mir gesehen, er lebt ...« Ihre Stimme brach, sie griff sich an den Hals und schwankte.

Adeline, die der Szene schweigend beigewohnt hatte, eilte auf sie zu und konnte sie gerade noch auffangen.

»Halten Sie sich an mir fest.« Sie half ihr, sich zu setzen. Dann wandte sie sich zu der wie gelähmt dasitzenden Fleur: »Kannst du bitte ein Glas Wasser holen?«

Sie kam mit einem randvollen Pappbecher zurück, den Adeline der Frau reichte.

»Trinken Sie einen Schluck, das wird Ihnen helfen.«

»Oh ... danke.«

Während die Frau an dem Wasser nippte, warf Adeline ihrer Kollegin einen fragenden Blick zu. Warum hatte sie so hart reagiert? Als ob sie ihre Gedanken gelesen hätte, schüttelte Fleur den Kopf. »Ich habe korrekt gehandelt. Ich

bin für ... all das hier nicht verantwortlich!«, rechtfertigte sie sich. »Ich habe die Vorschriften genau befolgt. Es tut mir wirklich leid, Madame, aber ich kann nur wiederholen, dass sich in unserem System keine Spur Ihres Sohnes finden lässt.«

Die Frau zuckte zusammen.

Adeline legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Ich kümmer mich darum, Fleur. Geh nur.«

»Was? Aber wir wollten doch ... und hast du das Abendessen vergessen?«

Nein, das hatte sie nicht, aber im Moment gab es nichts Wichtigeres als die zitternde Frau neben ihr. Aber das konnte sie ihr nicht sagen. »Ich komme später nach.«

»Wie du meinst«, Fleur bemühte sich nicht einmal, ihr Missfallen zu verbergen. Sie griff nach Tasche und Jacke. »Ich nehme ein Taxi.«

»Gut.«

Adeline wartete, bis ihre Kollegin den Raum verlassen hatte, dann wandte sie sich an die Frau. »Geht es wieder?«

Sie schien die Frage gar nicht zu hören und ganz in ihre Gedanken versunken zu sein, losgelöst von allem, was sie umgab. Sie war älter, als sie anfangs gewirkt hatte, ihre Schultern waren gebeugt, der Kopf gesenkt. Sie zitterte. Gerade wollte Adeline ihr die Hand reichen, um sie zu trösten, zog sie dann aber wieder zurück.

*Niemals Mitleid empfinden. Nicht emotional beteiligt sein.*

Sie kannte die Regeln, genau wie Fleur. Es war wichtig, so distanziert wie möglich zu bleiben. Aber diese Frau war verzweifelt, sie suchte nach ihrem Sohn. Und sie wollte ... verstehen. Sie wollte unbedingt wissen, was geschehen war.

»Noch etwas Wasser?«

Die Frau schüttelte den Kopf.

»Können Sie aufstehen?«

»Ja, es geht mir besser, mir war nur kurz schwindlig.«  
Sie war immer noch leichenblass, erholte sich aber zusehends. Sie hob den Blick, blinzelte und fuhr sich mit den Fingern über das Gesicht. Sie wirkte aufgewühlt, aber auch entschlossen.

»Ich heiße Adeline.«

»Miranda, ich heiße Miranda.« Sie seufzte. Adeline bemerkte, dass ihr Tränen in den Augen standen.

»Ich suche meinen Sohn«, sagte die Unbekannte leise.  
»Ich dachte, er sei bei der Geburt gestorben, verstehen Sie? Jedenfalls hat man mir das so gesagt.« Sie schüttelte den Kopf. »Aber ich habe ihn gesehen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Er war da, direkt vor mir. Man hat mich belogen.«

Adelines Herz setzte einen Schlag aus. Was sollte sie tun? Hierbleiben konnten sie nicht. »Kommen Sie, wir gehen nach draußen. Das Amt schließt.« Draußen war die Luft kalt, jetzt zitterte auch sie.

»Ich hätte einen Termin vereinbaren sollen, aber es ging alles so schnell, wissen Sie?«

»Verstehe«, erwiderte Adeline angespannt. Sie fühlte sich, als läge eine zentnerschwere Last auf ihrer Brust, konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. »Kann ich Ihnen ein Taxi rufen?«

»Das ist nicht nötig, ich habe meinen Wagen dort geparkt.« Sie deutete auf eine Stelle auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes. Doch Adeline spürte, dass sie zögerte.  
»Ich bringe Sie zum Auto.«

Miranda schien erleichtert. »Oh ... danke.«

Nur ein kurzer Weg, dachte Adeline, nur weil ... Sie brachte den Gedanken nicht zu Ende, sondern konzentrierte sich auf das Hier und Jetzt, auf die Menschen, die ihnen entgegenkamen, die Geräusche der Stadt, das Lachen, das Hupen der Autos, das Tuten der Schiffe im Hafen. Auch wenn sie nach vorne sah, war ihr die Präsenz an ihrer Seite stets bewusst und auch das, was dieser Frau widerfahren war.

»Als Nikolaj geboren wurde, war ich noch sehr jung, verstehen Sie? Ich war allein, die Geburt war gut verlaufen, und er ... mein Sohn war ein wunderschönes Kind.« Sie hielt inne. »Noch in der gleichen Nacht verschlechterte sich mein Zustand ... was danach geschah, weiß ich nicht, ich habe keine Erinnerungen mehr an diese schlimmen Tage. Eines Morgens wachte ich auf, und er war verschwunden. Man sagte mir, ich solle ganz ruhig bleiben, bald würde ich ihn wiedersehen. Dann hieß es, er sei tot ... Aber ich habe ihn gesehen. Er muss es gewesen sein.« Die Worte sprudelten aus Miranda heraus.

Adeline hörte ihr konzentriert zu.

»Ich muss herausfinden, was mit ihm geschehen ist.«

»Sicher«, antwortete Adeline mechanisch. Ihre Hände zitterten so sehr, dass sie sie in die Jackentasche steckte. Wie gerne hätte sie noch mehr erfahren, wollte wissen, wie das passiert war und warum. Wie Miranda es erfahren hatte. Aber stattdessen schwieg sie.

»Ich brauche keine Geburtsurkunde, ich habe ihn im Arm gehalten. Ich erinnere mich an jede Kleinigkeit, selbst an seinen Geruch.«

Adeline begann die Reaktion ihrer Kollegin zu verstehen.

Fleur war zwar wenig diplomatisch gewesen, doch auch bei bestem Willen hätte niemand dieser Frau die Antwort geben können, nach der sie suchte. Die Arbeit ihrer Behörde beruhte allein auf Fakten, auf dem, was dokumentiert worden war.

»Als ich diesen Mann in der Menge gesehen habe ... ich habe es gefühlt, er hatte die gleichen Augen wie sein Vater, die gleiche Farbe. Die Ähnlichkeit war verblüffend. Er war es! Mein Sohn lebt! Man hat mich hinters Licht geführt.«

Adeline schluckte. Sie versuchte, sich nicht zu sehr mitreißen zu lassen, konnte aber kaum noch einen Fuß vor den anderen setzen. Die Fakten ... einzig und allein darauf sollte sie sich verlassen, genau wie Fleur. Was Miranda geschehen war, was sie glaubte, gesehen zu haben, konnte Zufall sein, eine Ähnlichkeit, die ihren nie verarbeiteten Schmerz wieder nach oben gespült hatte. Eine Hoffnung.

Aber keine konkrete Spur.

Sie schaute nach vorne, ihr Herz raste, eine Erinnerung stieg in ihr auf, dann eine zweite. Plötzlich wünschte sie sich, sie hätte diese Frau nie getroffen.

»Wir sind da.« Miranda blieb vor einem Mercedes stehen. »Sie waren wirklich sehr freundlich, vielen Dank. Wenn Sie mal nach San Remo kommen, besuchen Sie mich doch gerne, ich zeige Ihnen mein Weingut. Mögen Sie Wein?«

Adeline nickte, mehr aus Höflichkeit als aus echtem Interesse. In Wahrheit wollte sie gerade ganz woanders sein, an einem Ort, an dem Kinder nicht einfach spurlos verschwanden und die Mütter verzweifelt nach ihnen suchten ...

»Ich bin froh, Sie getroffen zu haben. Sie sind mein rettender Engel, meine Liebe«, Miranda schlang die Arme um sie.

Adeline war überrascht. Wärme, der Duft nach Freesien, Herzlichkeit. Um sie drehte sich alles, sie schloss die Augen und legte den Kopf an die Schulter der unbekanntenen Frau. Dann versuchte sie, tief durchzuatmen, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt, Tränen stiegen in ihr hoch.

»Es tut mir leid, dass ich Ihnen nicht helfen konnte«, sagte sie leise.

»Doch, das haben Sie. Freundlichkeit ist eine Tugend, ein Ausdruck der Seele, und auch wenn manche sie für Schwäche halten, macht sie uns zu besseren Menschen, glauben Sie mir, meine Liebe.«

Adeline schaute wie gebannt in die aufmerksam glänzenden Augen ihres Gegenübers. Sie trat einen Schritt zurück und blieb am Rand des Bürgersteigs stehen, während Miranda ins Auto stieg.

»Bis bald!« Die Unbekannte winkte, lächelte ihr zu und fuhr davon.

Adeline sah dem sich langsam entfernenden Auto nach, dann rannte sie plötzlich los. »Warten Sie!«

Überrascht hielt Miranda an und ließ das Fenster hinunter, Adeline beugte sich nach unten und sah ihr tief in die Augen.

»Die Geburt jedes Kindes wird registriert.« Sie sprach hastig und umklammerte den Rand des Fensters. »Dieser erste Eintrag bestätigt seine Existenz als Bürger. Ganz offensichtlich gab es in Ihrem Fall ein Versäumnis. Trotzdem kann Ihr Sohn nicht einfach verschwunden sein ... Man muss nur am richtigen Ort suchen.«

Mirandas Blick wurde aufmerksam. »Meinen Sie, ich könnte ihn wiederfinden?«

Adeline erstarrte, sie durfte keine falschen Erwartungen wecken ... danach wäre die Enttäuschung nur noch größer. »Das gilt übrigens auch für die Todesfälle ...«, fügte sie leise hinzu.

»Ich kann nicht aufgeben, ich will nicht. Ich spüre, dass mein Sohn am Leben ist.«

Adeline war diese Entschlossenheit nicht fremd, dieses verzweifelte Bedürfnis nach Antworten verstand sie nur zu gut. Einen Moment lang hatte sie den Eindruck, an Mirandas Stelle zu sein. Doch dann gewann die Realität wieder die Oberhand. Sie konnte nichts für diese Frau tun, genau so wenig wie für sich selbst. Es gab Dinge, die man einfach akzeptieren musste.

»Ich wünsche Ihnen, dass Sie finden, was Sie suchen. Einen schönen Abend noch.« Dann eilte sie davon.

## 2

Die Mutter aller Rebsorten ist die *Vitis vinifera*.

Archäologische Funde zeigen, dass Weinbau bereits seit etwa 8000 Jahren betrieben wird, dass er die Geschichte, die wirtschaftliche Entwicklung, die Wissenschaft und die Technologie beeinflusst hat und somit eng mit dem menschlichen Fortschritt verknüpft ist.

Auf halbem Weg zwischen dem Rathaus und dem Restaurant, wo sie schon erwartet wurde, verlangsamte Adeline ihre Schritte, zögerte und drehte um. Sie überquerte die Straße, dann ging sie durch die Fußgängerzone zur Stadtmauer und weiter bis zur Treppe, die zum Schloss führte. Sie erreichte einen großen Platz, von dem aus man das Meer sehen konnte, das Licht des Mondes spiegelte sich auf dem trägen dunklen Wasser, es wirkte fast, als würde das Licht tanzen. Sie wandte den Blick ab und beschleunigte ihre Schritte.

Es war noch einiges los, aber natürlich kein Vergleich mit Paris. In dieser Hinsicht war Nizza einfach anders, intim und faszinierend zugleich, mit den himmelwärts strebenden Häusern der Altstadt, den mit Blumen geschmückten Balkonen und den Spazierwegen am Meer. Sie blieb vor einem Palais stehen, drückte auf eine der Klingeln an der Backsteinwand und schaute sich um.

»Ja?«

Die Stimme ließ sie zusammenzucken. »Hallo, ich bin's«, antwortete sie rasch.

»Ich kenne keine ›ich‹, etwas präziser, bitte.«

Sie lächelte. »Dein Lieblingsmensch.«

»Ah, du. Ich habe mich schon gefragt, wo du abgeblieben bist, ich dachte, ich müsste die Polizei einschalten.«

»Wenn du dich nicht beeilst, bin ich erfroren, dann brauchst du gar nicht mehr zu öffnen.«

Sie hörte ein Lachen, dann summte es, Adeline drückte gegen die Tür und ging die Treppe hoch. Damien Martinnelle wartete auf dem Treppenabsatz. »Ich hoffe, du hast Hunger, Gaëlle hat einen Berg Toasts gemacht.«

Adeline lächelte.

»Alles okay?«

Er schien ihre Gedanken lesen zu können.

»Es ging schon besser.«

Er musterte sie prüfend, die Hand noch auf der Türklinke. Dann legte er ihr einen Arm um die Schultern. »Es gibt für alles eine Lösung, sonst bräuchten wir ja keine Probleme.«

Das klang ein wenig verquer, tat aber trotzdem gut. Wie der Duft nach frisch gebackenen Keksen, Kinderlachen und Kinderstimmen. All das hatte sie sonst immer glücklich gemacht, doch in diesem Augenblick war der Druck auf ihrem Brustkorb, den die Begegnung mit Miranda hinterlassen hatte, zentnerschwer. Deshalb war sie hier. Sie musste verstehen, was mit ihr los war. Damien war barfuß und trug eine Jogginghose, seine Haare waren zerzaust, vielleicht hatte er gerade mit den Kindern gespielt, dachte Adeline. Ihr wurde klar, dass sie nicht einfach so

hätte auftauchen sollen, ohne vorher wenigstens anzurufen. Sie biss sich auf die Unterlippe. »Ich wollte nicht stören.«

»Höflichkeitsfloskeln? Na komm, das geht aber besser.«  
Er schob sie in den Flur.

Er wusste Bescheid. Seine Hilfsbereitschaft erfüllte sie mit Freude, auch wenn sie gleichzeitig verlegen war. Wie gerne wäre sie alleine zurechtgekommen! Aber er war immer für sie da gewesen, und das, was passiert war, war zu ... »Heute ist bei der Arbeit etwas passiert.«

»Im Tempel der Langeweile?«

»Das stimmt doch gar nicht«, protestierte sie, bis sie merkte, dass Damien sie nur neckte. »Das ist nicht lustig.«

Er schüttelte den Kopf. »Weiter.«

»Es hat mich tief berührt, und ich bin hier, um dich nach deiner Meinung zu fragen.«

»Und ich dachte, du hättest mich vermisst!«

Dieses Mal musste sie lachen, allerdings ein wenig schuldbewusst, denn er hatte recht. Schon seit Wochen war sie nicht mehr hier gewesen.

»Hast du Zeit, oder sollen wir gleich reden?« Er deutete auf das Büro, in dem sie in ihren ersten Jahren in Nizza sehr viel Zeit verbracht hatte, sie kannte jedes Regalbrett, die Anzahl der Bodenfliesen, sogar die winzigen Öffnungen im Gitter der Klimaanlage. Damien war der Supervisor des Programms gewesen, das Jugendliche begleitete, nachdem sie ihre Wohngruppe verlassen hatten. Sie war ein schwieriges Kind gewesen, ein widerspenstiger Teenager. Danach hatte sie viel gelernt. Damien hatte ihr geholfen, die Scherben ihres Lebens wieder zusammensetzen, und ihr gezeigt, dass es für alles eine Lösung gab.

Sie sah ihn liebevoll an. »Du hast Toast erwähnt?« Er lächelte breit. »Gute Wahl.«

Sie folgte ihm in die Küche, obwohl ihr Mirandas Geschichte unter den Nägeln brannte. Oder besser gesagt das, was diese Begegnung in ihr ausgelöst hatte: Hoffnung und Angst zugleich.

»Schaut mal, Kinder, wer zu Besuch gekommen ist!«

»Tante Adeline, Tante Adeline!«

Kleine Hände griffen nach ihr, Freudenschreie ertönten. Sophie klammerte sich an ihren Beinen fest, sie hob sie hoch, umarmte und küsste sie und lächelte dem Mädchen zu.

»Wie schön, dich zu sehen, meine Liebe!« Gaëlle wischte sich die Hände an der Schürze ab und drückte Adeline an sich.

»Wie schaffst du es nur, immer so gut auszusehen?«, erwiderte Adeline. Gaëlle war eine schöne Frau, die langen dunklen Locken waren lässig zu einem Knoten aufgesteckt, die grünen Augen hoben sich von ihrem karamellbraunen Teint ab. Attribute, die die Zwillinge von ihrer Mutter geerbt hatten.

Sie streichelte sich über den leicht gerundeten Bauch. Adeline riss überrascht die Augen auf: »Oh, noch eins?«

»Du weißt ja, das Haus ist groß, hier haben alle Platz.«

War es wirklich so einfach? Nein. Niemand wusste das besser als sie, aber Gaëlle trug eine solche Liebe in sich, dass sie ihr glaubte. Als sie die beiden kennengelernt hatte, hatten Damien und sie gerade geheiratet. Alexandra, ihre erste Tochter, war im Jahr darauf zur Welt gekommen, dann kamen Jacques und die Zwillinge Sophie und Nicole. Auch wenn sie den Altersunterschied des Paares am Anfang

kritisch gesehen hatte, war ihre Skepsis im Laufe der Zeit gewichen.

»Lass mich das machen«, sagte sie, nahm Gaëlle die Teller aus der Hand und verteilte sie auf dem Tisch.

»Danke, meine Liebe. Wie geht es dir?«

»Och, wie immer.« Lügen wollte sie nicht, deshalb antwortete sie ausweichend. Sie spürte einen zärtlichen Blick auf sich ruhen und lächelte tapfer.

»Wenn du bereit bist, höre ich dir gerne zu, okay?«

»Danke, du bist ein Schatz.« Adeline half den Zwillingen beim Abendessen, zwang sich, dem Gespräch am Tisch zu folgen, und aß brav ihren Toast, auch wenn ihr Magen wie zugeschnürt war. Sie konnte es kaum erwarten, endlich mit Damien zu sprechen, und hatte das Gefühl, innerlich zu kochen, das Sitzenbleiben fiel ihr schwer. Schließlich hatte Gaëlle Mitleid mit ihr und deckte den Tisch ab. »Ich bringe die Rasselbande ins Bett.«

Adeline warf ihr einen dankbaren Blick zu, küsste die Kinder und wartete, bis sie ihrer Mutter folgten, dann räumte sie die Küche auf, stellte das Geschirr in die Spülmaschine, faltete die Tischdecke zusammen und wischte den Tisch ab. Damien, der währenddessen telefonierte, kam lächelnd ins Zimmer zurück.

»Entschuldige, es war dringend. Wollen wir ins Wohnzimmer gehen?«

Adeline folgte ihm, ihre Gedanken rasten. Er deutete auf einen Sessel neben dem Kamin. Die lodernden Flammen spendeten ein gemütliches Licht.

»Ist es hier gut für dich oder brauchst du mehr Privatsphäre?«

»Ich liebe diese Ecke, es passt wunderbar.«

»Danke, aber um dein langes Fernbleiben zu entschuldigen, musst du dir schon mehr einfallen lassen.«

Sie lachte, Damien wusste immer eine entspannte Atmosphäre zu schaffen und fand stets die richtigen Worte. Sie hob eine Lokomotive und eine Puppe vom Boden auf und legte sie in den Korb mit dem Spielzeug, der neben einem Bücherstapel stand. Bücher waren hier überall. *Angewandte Psychologie. Jugendliche in Wohngruppen. Betreuung in der Kindheit. Der Graf von Monte Christo. Little Women.* Die Romane von Louisa May Alcott hatte sie den Zwillingen geschenkt.

»Dein Vertrauen in meine Fähigkeit, Gedanken lesen zu können, ehrt mich, Adeline, aber dem ist nicht so. Versuch es lieber mit Worten.«

Sie lachte erneut, er hatte ihr so gefehlt. Sie atmete tief durch und kam dann direkt auf den Punkt. »Heute ist eine Frau ... eine ältere Dame ins Einwohnermeldeamt gekommen, um nach ihrem Sohn zu forschen.«

Damien war aufgestanden und bot ihr einen Keks an, sie griff danach.

»Ich nehme an, da ist noch mehr ...« Er beobachtete sie interessiert und wartete, dass sie fortfuhr.

»Allerdings. Man hat ihr gesagt, dass ihr Sohn kurz nach der Geburt gestorben ist, aber sie hält das für eine Lüge. Oder besser gesagt, sie ist sicher.«

Er wartete. Adeline konnte seine Gedanken fast mit den Händen greifen, auch sie zögerte. Dann fuhr sie fort: »Es gibt keine Geburtsurkunde. Auch nichts über seinen Tod. Es könnte sich natürlich auch um einen Fehler handeln ...«

Damien ließ sie nicht aus den Augen, sagte aber kein Wort. Adeline kannte diesen Blick. Auch wenn dieses Ge-

schehen mehrere Jahrzehnte zurücklag, war Mirandas Geschichte zumindest mysteriös. Sie schaute Damien fragend an, und er sagte: »Schönes Kleid.«

Instinktiv strich sie über den Stoff, er war warm und weich und von intensivem Granatrot. Sie hatte das Kleid ausgewählt, weil es ihr Äußeres unterstrich, die elfenbeinfarbene Haut, die mehr grauen als grünen Augen, das kupferfarbene Haar. Sie blinzelte. »Ich war zum Abendessen verabredet.«

Damien schwieg, er ließ den Satz mit Absicht in der Schwebelade. Adeline hasste das. Sie wandte den Blick ab. Er ließ sich nicht täuschen: Es war Freitagabend, und statt mit ihren Freunden auszugehen, saß sie hier bei ihm, um Mirandas Geschichte zu erzählen.

»Selbst wenn die Geschichte mit dem vermeintlichen Sohn wirklich stimmt, und daran habe ich gewisse Zweifel, was hat das mit dir zu tun?«

Wieder blinzelte sie. Warum fragte er das? Damien kannte ihre Vergangenheit, wusste, dass ihre Mutter sie nach ihrer Geburt weggegeben und sie lange Zeit nach ihrer Ursprungsfamilie gesucht hatte, bis ...

»Auch ein Einzelfall kann bedeutend sein, von vornherein auszuschließen, dass es sich um eine Ausnahme gehandelt hat, wäre vorschnell, oder?«, sie sprach diesen Gedanken betont langsam aus. »Diese Frau war bei klarem Verstand.«

Damien goss ihr ein Glas Limonade ein, nicht zu süß, so wie sie es mochte.

»Das kannst du nicht wissen. Angenommen, es ist wirklich genau so passiert, das waren damals andere Zeiten, andere Umstände, ihre Geschichte hat nichts mit deiner

zu tun, Adeline.« Er hielt inne. »Die Vergangenheit zählt nicht. Du musst dich auf die Gegenwart und die Zukunft konzentrieren, das ist die Regel, auf die wir uns gemeinsam geeinigt haben, erinnerst du dich?«

Spontan wollte sie widersprechen, der stummen Rebellion gegen diese Vereinbarung eine Stimme verleihen, dann senkte sie den Blick und verschränkte nervös die Hände. Mit der Schuhspitze angelte sie nach einem Ball, griff danach und umklammerte ihn fest. Damien hatte recht, alles, was er gesagt hatte, war stimmig. Die Vergangenheit war Vergangenheit, das hatte sie ihm versprochen. Sie hatte versprochen, Paris hinter sich zu lassen und in Nizza ein neues Leben zu beginnen. Ihre Blicke trafen sich, sie spürte die Wärme, die in seinen Augen lag, und lächelte ihn an. Plötzlich schämte sie sich, sie hätte besser auf ihn hören sollen. Wo war ihre Dankbarkeit ihm gegenüber geblieben? Sie klammerte sich an diesen Gedanken und umarmte ihn mit aller Kraft. Sie durfte sich nicht in Mirandas Geschichte verwickeln lassen, dachte sie.

»Habe ich dir schon gesagt, wie stolz ich auf dich bin ...«

Adeline unterbrach ihn. Sie war tief bewegt. »Du musst nicht ...«

»Lass mich bitte ausreden. Du hast dir Stück für Stück dein Leben aufgebaut, einen hervorragenden Uniabschluss gemacht, hast einen wichtigen Job, deine eigene Wohnung, Menschen, die dich lieben. Ich habe es dir nie gesagt, aber du bist für viele Jugendliche in den Gruppen ein Vorbild. Siehst du denn nicht, was du Großartiges geleistet hast, Adeline? Du solltest jeden Grund haben, um glücklich zu sein.«

»Aber das bin ich doch auch!«, erwiderte sie entschied-

den, während sich ihr Magen zusammenkrampfte. Sie zwang sich, die Schultern zu entspannen und zu lächeln. »Ich bin zufrieden mit meinem Leben.« Diesen Satz musste sie in Gedanken mehrfach wiederholen, um ihn zu einem Bild werden zu lassen, das sie beruhigen konnte.

Sie hatte alle Ziele erreicht, die sie sich gesetzt hatte: eine Wohnung, Stabilität, Ersparnisse. Eine gute Position. Eine Arbeit, bei der sie sich sicher fühlte, geschützt, innerhalb der Grenzen, die sie kannte, umgeben von Menschen, denen sie vertraute.

»Du weißt, dass du auf mich zählen kannst.«

Die tiefe warme Stimme schnürte ihr die Kehle zu. »Ja.«

»Ich bin immer für dich da.«

Wie oft hatte sie diese Worte schon gehört? »Es ist alles in Ordnung. Wirklich. Entschuldige, dass ich hier so rein-geplatzt bin.«

»Red keinen Unsinn, Adeline, das hier ist dein Zuhause.«

Das sagte er nicht einfach so, das wusste sie, und doch fühlte sie großes Unbehagen. Auch wenn sie es sich noch so sehr wünschte, Damien war nicht ihr Vater und Gaëlle gewiss nicht ihre Mutter. Sie hätte sich über so viel Zuneigung freuen sollen, sie kannte viele wunderbare Menschen, denen ihre biologischen Eltern egal waren. Sie waren glücklich in ihren Adoptivfamilien. Warum nicht auch sie? Was stimmte mit ihr nicht? Warum spürte sie diese Leere in sich? Sie brauchte frische Luft, sie musste hier raus.

Damien bot ihr noch einen Keks an, aber sie lehnte ab. »Ich muss gehen, danke für ... alles.« Sie griff nach Tasche und Mantel.

»In Ordnung.« Er brachte sie zur Tür. »Konzentriere dich auf das, was du hast, träume, mache Pläne, schau nach

vorn. Und wenn du es brauchst, dann verändere etwas, aber lass die Geschichten anderer nicht zu nah an dich ran. Lebe dein eigenes Leben, die Vergangenheit ist Vergangenheit. Denk nicht mehr daran.«

»Ganz bestimmt!« Sie umarmte ihn und ließ sich in das Wohlgefühl sinken, das er in ihr auslöste. Damien war ihr Hafen, bei ihm fand sie Sicherheit. Nach dem Unfall, der sie fast das Leben gekostet hatte, war er für sie da gewesen und hatte ihr eine Chance gegeben. Eine neue Stadt. »Gib Gaëlle und den Kindern einen Kuss von mir.« Sie winkte zum Abschied und ging die Treppe hinunter, bei jeder Stufe verfinsterte sich ihr Gesicht.

Der Himmel war tintenschwarz und voller Sterne, es war bitterkalt. Man konnte den eigenen Atem sehen. Sie zitterte. Sie wollte nicht nach Hause, wollte nicht nachdenken. Sollte sie zu den Kollegen gehen? Sie hatten ihr eine Nachricht geschickt, dass sie noch etwas trinken waren. Das war eine gute Idee.

Sie rief ein Taxi, nannte dem Fahrer die Adresse, ließ sich auf die Rückbank sinken und betrachtete die Lichter der Stadt. Die Gedanken wirbelten durch ihren Kopf, sie dachte an Miranda, an ihren Blick, ihre Worte voller Leidenschaft. Voller Überzeugung, dass man ihr den Sohn weggenommen hatte. Nüchtern betrachtet, hatte ihre Geschichte keinerlei Grundlage. Und eines war klar: Mit ihrer eigenen Kindheit hatte sie nichts zu tun. Doch warum hatte sie dann bei Damien geklingelt?

Sie hatte ... eine Bestätigung gesucht, die Nähe eines Mannes, der für sie wie ein Vater war, hatte ihn Worte sagen hören wollen, die ihre quälenden Zweifel vertreiben und ihr die innere Ruhe wiedergeben konnten. Sie wollte

sich keinen Augenblick damit belasten, dass ihr genau das Gleiche passiert war wie Mirandas Sohn. Auch sie war aus der Familie gerissen worden. Doch jeder Gedanke daran würde ihr nur schaden.

Und obwohl Damien genau das gesagt hatte, was sie hören wollte, hatte sich tief in ihrer Seele etwas dagegen gewehrt und Hoffnung aufkeimen lassen, drängend, strahlend, tief und kraftvoll. Wie früher, wenn sie sich nachts im Dunkeln, umgeben von den Atemgeräuschen der anderen Kinder, danach gesehnt hatte, dass ihre Mutter bald kommen, sie in den Arm nehmen und mit nach Hause nehmen würde. Dorthin, wo sie hingehörte, wo ihre Familie auf sie wartete. Als sie älter war, hatte sie nach ihrer Familie gesucht. Lange Zeit war alles andere unwichtig gewesen. Deshalb fühlte sie sich Miranda so nah. Sie hatte in ihr sich selbst gesehen, die gleichen Qualen, den gleichen grausamen Zweifel gespürt.

Es waren viele Jahre vergangen, doch der Schmerz war noch immer groß.

»Du musst das akzeptieren, dich damit abfinden, je schneller, desto besser wird es dir gehen«, sagte sie leise zu sich selbst. Eine Träne lief ihr über die Wange, dann atmete sie lange und tief durch. Sie war kein Kind mehr, schon lange nicht, sondern eine erwachsene Frau. Daran sollte sie immer denken und sich entsprechend verhalten. Sie richtete sich kerzengerade auf und kniff die Lippen zusammen. Sie musste nach vorne schauen.

Sie würde Damien eine Nachricht schicken, dass alles gut war und es ihr bestens ging. Er hatte recht, Mirandas Geschichte ging sie nichts an, sie hatte nichts damit zu tun.

»Wir sind da, Mademoiselle.«